



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die mittelalterliche Literatur der deutschen Schweiz

Singer, Samuel

Frauenfeld [u.a.], 1930

Weltliche Lyrik

[urn:nbn:de:hbz:466:1-68332](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-68332)

Weltliche Lyrik.

Der eben besprochenen Didaktik steht die Reflexionslyrik am nächsten. Deren älteste und weitest verbreitete Form ist das Sprichwort. Die ältesten deutschen Sprichwörter hat uns Notkers Rhetorik überliefert. Freilich ist das Sprichwort eine Dichtungsgattung, die leicht wandert, sodaß wir aus der Überlieferung an einem Ort nicht ohne weiteres auf die Entstehung an diesem Orte schließen können. So ist denn kaum von einem eigentlich schweizerischen, sondern nur von in der Schweiz überliefertem Sprichwort zu reden. Mehr als daß viele bestimmte Sprichwörter im Mittelalter innerhalb der Schweiz in großer Zahl bekannt waren und gebraucht wurden, können wir nicht aussagen. Ein von Notker überliefertes „wenn das Rehböcklein flieht, so bleckt ihm der Arsch“, macht ja freilich einen sehr bodenständigen Eindruck und ist meines Wissens auch nirgends außerhalb der Schweiz überliefert; doch kann das Zufall sein. Aber ausgezeichnet durch Naturbeobachtung und prägnante Kürze ist schon das Kleine

Meisterwerk, das sich in einem solchen Sprichwort verbirgt: das Reh hebt beim Laufen das Schwänzlein in die Höhe, das sonst den weiß glänzenden Mittelpunkt seines Hinterteils zudeckt und wird dadurch um so eher vom Jäger erblickt, d. h. wer sich fürchtet, setzt sich um so leichter der Verfolgung durch den Gegner aus. Andere Sprichwörter stammen aus der Bibel oder der antiken Literatur oder sind aus Deutschland eingewandert.¹⁰²

In der Minnesingerzeit ist der sogenannte Spruch der Träger der Reflexionslyrik. Die Schweiz ist nicht gerade eine hervorragende Vertreterin dieser Gattung. Immerhin haben wir einiges der Art schon von Ulrich von Sickingen, dem Truchsess von St. Gallen, einem vornehmen Herren, der urkundlich 1209–1228 nachgewiesen ist. Freilich ist die Zuschreibung einzelner Sprüche bestritten. Unangefochten aber ist ein Spruch, in dem er sein eigenes wohlbehagliches und gesichertes Dasein dem unbehausten und täglich bedrohten seines Meisters Walther von der Vogelweide, seinem Schicksal dankend, entgegenseht. Der Ausdruck solchen Behagens ist selten in der Weltliteratur, da sonst meist nur die äußere oder innere Not die Menschen zur Dichtung veranlaßt, sodas auch die Zufriedenheitsgedichte des 18. Jahrhunderts mehr still-wehmütige Resignation als positives Behagen zu verraten scheinen. Gilt das schon im

allgemeinen, so noch mehr im Mittelalter, wo gerade die lyrische Poesie in starke konventionelle Bande eingeschnürt und eine solche höchst persönliche Äußerung ungemein selten ist. So zögere ich denn nicht, Ulrich auch zwei andere Strophen des gleichen Tones zuzuschreiben, in denen er gegen Walther die auf Verwandtschaft begründete Zusammengehörigkeit der erworbenen Freundschaft vorzieht: so mochte der innerhalb einer mächtigen Sippschaft sicher ruhende Mann wohl gegenüber dem armen fahrenden sich äußern. Die gleiche Zufriedenheit mit dem Gut und der Ehre, die der Dichter in der Heimat genießt, atmet ein anderer ebenfalls von Lachmann gegen die handschriftliche Überlieferung Walther zugeschriebener Spruch, in dem sich der Dichter gegen die wendet, die ihn um seines Dichtens willen höhnen: wenn sie so viel könnten wie er, so würden sie auswandern, um sich im Ausland Ruhm zu verschaffen. Aber daß Lachmann den Spruch einem Walther zuschreiben konnte, zeugt für seine Zierlichkeit. Weniger bedeutend sind drei ebenfalls angezweifelte Sprüche, in deren einem er seine Beichte wegen seiner mangelnden Frömmigkeit ablegt, im andern über die Reichen, im dritten über die Richter spricht. Und im ausgefahrenen Geleise hält sich ebenfalls ein mehrstrophiges Lied, das der Frau Welt absagt: originell ist darin nur seine Anspielung auf ein Kinderspiel, wichtel ge-

nannt, das auch in einem bayrischen Lehrgedicht aus dem Ende des 13. Jahrhunderts vorkommt; aber gerade darüber wissen wir leider nichts.¹⁰³

Von Ulrichs Zeitgenossen Werner von Teufen haben wir einen Spruch, den der Dichter selbst als ein spel bezeichnet, was Bartsch wohl richtig als Rätsel deutet. Von dieser Dichtungsart haben wir sonst kaum etwas in der Schweiz, und so ist es uns denn willkommen: nur daß weder ich noch sonst jemand dieses Rätsel geraten hat.¹⁰⁴

Der von Wengen, das ist Wängi im Thurgau, wohl aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, hat einen Spruch, in dem er des Königs Artus Zeit zurücksehnt, in der Ritterlichkeit das einzig Ausschlaggebende war, während heute die nouveaux riches den Rittern vorangingen. In einem Lobspruch preist er den Dichter und Mäzen Walther von Klingen. Einen armen Ritter nennt ihn R. M. Meyer, „der die Romantik an Artus' Hof und die archaische Minnewelt Klingens der realistischen Zeit gegenüber bevorzugt, den aber vor den Irrwegen der Ulrich von Lichtenstein oder Fouqué die schweizerische Nüchternheit bewahrt.“¹⁰⁵

Mannigfaltiger ist die Spruchpoesie seines Zeitgenossen und politischen Gegenspielers, des Hardeggers aus dem St. Gallischen. Neben religiösen Sprüchen, die Gott, die Jungfrau, die Apostel anrufen, hat er reflektierende, in denen er

über die verschiedensten Fragen des Lebens sich nachdenklich äußert: über die Unsicherheit alles Besitzes, die Bestechlichkeit der Richter, die Habsucht in allen Ständen. In einem ordnet er die Tugenden auf einer Art Leiter an, in einem andern läßt er in einem seltsamen Zwiegespräch sich Gott und St. Peter über Beichte und tätige Reue unterhalten, in zweien sagt er der betrügerischen Welt ab, in einem weiteren vergleicht er sie mit einem Spielbrett, auf dem die Menschen gewinnen oder verlieren mögen, in einem endlich zeigt er sich selbst als Pilger auf dem Weg zum Himmel, der sich von keinem Menschen, stehe er noch so hoch, von der Straße abbringen läßt. Alles ist frisch und lebhaft vorgetragen, in wohlklingenden Versen: es ist ein tüchtiger Schüler Walthers, der nur als Komponist unproduktiv gewesen zu sein scheint, da er sich meistens fremder Melodien bedient: in späterer Meisterfingerzeit hätte man ihn einen Tönedieb gescholten.¹⁰⁶

Der bedeutendste Spruchdichter der Schweiz ist unstreitig Konrad von Würzburg. Seine Anerkennung hat nur unter dem gelitten, was man seine übergroße Künstlichkeit genannt hat. Den Vorwurf, daß seine Gedichte, wobei wohl hauptsächlich an seine Sprüche gedacht ist, für das große Publikum, die Laien, allzu schwer verständlich seien, hat ihm schon bald nachher ein Stammesgenosse,

der Schulmeister Hugo von Trimberg in seinem
Kenner gemacht:

meister Cuonrât ist an worten schoene,
diu er gar verre hat gewehselt
und von latine also gedrehselt,
daz lützel leien si vernement:
an tiutschen buochen diu niht zement.
swer tihten wil, der tihte alsô,
daz weder ze nider noch ze hô
sînes sinnes flüge daz mittel halten:
so wirt er wert beide jungen und alten.
swaz der mensche niht verstêt,
trâge ez im in diu ôren gêt.
des hoere ich manegen tôren vernihten
meister Cuonrades meisterlichez tihten,
ich gehoere aber sîn getihte schelten
wol gelêrte pfaffen selten.

Was aber die negative Einschätzung der Künstlichkeit anbelangt, so möchte ich mit Plenio die absolute und namentlich die relative Berechtigung der üblichen ästhetischen Einseitigkeit bezweifeln, die den poetischen Inhalt und seine seelisch-gedankliche Vertiefung tausendmal höher zu werten pflegt als die vollkommenste „äußere“ Form. Ja ich möchte in der Vorliebe einer Zeit für sogenannte „Künsteleien“ einen manchmal vielleicht etwas übertriebenen Formkultus, aber einen Schönheitskult immerhin sehen, der sie über die bloß gehaltenbetenden Zeiten in gewisser Weise erhebt. Und Konrad bietet neben seiner Formkunst doch noch viel mehr. Er wäre eine ehrwürdige Erscheinung, und hätte

er nichts gedichtet als den Spruch über seine Kunst:

Für alle fuoge ist edel sang getiuret und gehêret,
darumbe daz er sich von nihte breitet unde mêret.
elliu kunst gelêret
mac werden schône mit vernunst,
wan daz nieman gelernen kan red und gedoene
singen;
diu beidiu müezen von in selben wahsen unde ent-
springen:
ûz dem herzen klingen
muoz ir begin von gotes gunst.

In seinem Prolog zum Trojanerkrieg hat er diese Gedanken ausführlicher und wirkungsvoller dargelegt.¹⁰⁷

In theologischen, philosophischen, ethischen Speculationen bewegen sich diese durch geistreiche Bilder das Abstrakte verkörperlichenden Gedichte Konrads. Ganz anders greift ins wirkliche Leben hinein das einzige reflektierende Gedicht des Zürichers Johannes Hadlaub aus dem zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts.¹⁰⁸ Leider sind dieser drastischen Darstellung des Ehestandelends in engen Verhältnissen zwei matte minnigliche Strophen angehängt:

Er muoz sîn ein wol berâten êlich man,
der hûs sol hân,
ern müez in sorgen stân.
nôtic lidic man fröit sich doch mangel tac.
er spricht: „ich mac
mich einen sanft begân.”

ach noetic man, kumst du zer ê,
wan du kûme gwinnen maht muos unde brôt,
du kumst in nôt:
hûssorge tuot so wê!

So dich kint an vallent, so gedenkest dû:
„war sol ich nû?
min nôt waz ê so grôz.“
wan diu fragent dick, wâ brôt und kaese sî.
so sitzt da bî
diu muiter râtes blôz.
so spricht si: 'meister. gib uns rât!
sô gîst in dan Riuwental und Siufftenhein
und Sorgenrein
als der niht anders hât.

So spricht si dan: „ach, daz ich ie kam zuo dir!
jâ'n haben wir
den wite noch daz smalz,
noch daz fleisch noch fische, pfeffer noch den wîn —
waz wolt ich dîn? —
so'n hân wir niender salz.“
so riuwet'z ir: da sint fröid ûz.
dâ vât frost und turst den hunger in daz hâr
und ziehent gar
oft in al dîr daz hûs.

Gegenüber dem älteren Basler und dem etwa
gleichzeitigen Züricher macht der Berner Joha-
nes von Ringgenberg mit seinem mehr als
ein Duzend Sprüchen eine etwas ärmliche Figur:
korrekt in der Form, die aber für alle Sprüche
die gleiche Melodie voraussetzt, inhaltlich verwandt
mit den Konradischen Abstraktionen, aber ohne
dessen geistreiche Gleichnisse und tieferes Grübeln,
beschließen sie die schweizerische Spruchdichtung auf
anständige, aber nicht gerade erhebende Weise.¹⁰⁰

Noch unbedeutender als an der allgemein gnomischen Lyrik ist der Anteil der Schweiz an der politischen. Unter dem Namen des Ulrich von Singenberg sind uns fünf politische Strophen überliefert, die Lachmann Walther zugeschrieben hat. Dazu ist nun freilich kein Grund vorhanden, aber auch sie Ulrich zuzuschreiben zögere ich. Die Strophen sprechen direkt einen deutschen König an, am ehesten Heinrich, den Sohn Friedrichs II. Nun wissen wir gar nichts von einer Beteiligung Ulrichs an Reichsangelegenheiten oder von einem feindlichen oder freundlichen Verhältnis zu König Heinrich. So gehören die Strophen wohl eher einem „wandernden Journalisten“, wie es Scherer genannt hat, einem Berufspolitiker, wie wir sie seit Walther unter den Fahrenden antreffen.¹¹⁰ Sonst sind nur einige politische Strophen bei dem von Wengen und dem Hardegger bekannt, deren erster der päpstlichen, der andere der staufischen Partei angehört.¹¹¹ Erst aus dem 14. Jahrhundert haben wir ein politisches Gedicht von unbekanntem Verfasser, dieses allerdings von großer Bildkraft und Stärke des politischen Pathos. Es bezieht sich wohl auf das letzte Bündnis zwischen Bern und Freiburg vom Jahre 1334 und muß bald danach abgefaßt sein. Dafür sprechen die Reime treten: entweten als weibliche Reime gemessen, während ich allerdings einen weib-

lichen Reim übersehen : jehen dem Dichter nicht
zuschreiben möchte und daher in der zweiten Strophe
geändert habe.¹¹²

Wend ir nu hoeren maere
als ich'z vernomen hân?
zwên ohsen grôz niht kleine
ein matten hânt gemeine:
dar in tar nieman gân
von mengem tier gewaltic,
die darumb manicfaltic
gânt unde sehent zuo.
si entürren in ze leide
nit komen an die weide,
ez si spât oder fruo.

Ir ghürne daz ist spitze,
noch mêt denn klaftern wit,
und varent in dem clêwe
als visch in einem sêwe:
als ez noch mit in lît.
waz si munt überluogen,
daz gich ich wol mit fuoge,
daz muoz echt undr in sîn
von mengen tieren rîche:
tuont si im nit gelîche,
so ist'z doch worden schîn.

Diz lît in in dem sinne
und tuot in sêre wê:
daz die zwên ohsen rîche
so gar gewalticliche
nu watend in dem clê.
des gânts gar dick ze râte
beide fruo unde spâte
und tragent ûf si nît
und rieten nu in beiden
gar gerne an ein scheiden:
es dûhte etliche zît.

Die wolve und ouch die fühse,
manc tier in disem lant
sprechent zuo eim alleine,
diu gmeinschaft sî nit reine,
und tuont im daz bekant.
lât er sich überwinden,
und sich daz mac bevinden,
ez muoz im werden leit
und mag in wol geriuwen,
wil er's joch nit getriuwen:
daz si in vor geseit.

Ez sint zwên alte farren,
die freches muotes sint:
nieman tar mit in stôzen,
die wîl si sint genôzen,
ern diuhte mich ein kint.
doch waer ez nit ein wunder,
gienge ir einer under,
man spraech z'dem andern hin
„nu wer dich, du bis eine,
dîn hilfe ist worden kleine.“
nu merkent disen sin!

Got gebe den ohsen beiden
ie einen staeten sin,
und lâz si niht gehoeren
daz suone müge stoeren —
ez waer nit ir gewin —,
noch ûzer joche tretten;
wan wurden si entwetten,
so gienge ez übel ûz —
sus ich si bêde warne —:
die wolve in dem garne,
die kaemen dan harûz.

Nu sol ich iu bediuten,
wer die zwên ohsen sîn?
man mac ez hoeren gerne:
ez ist Frîburc und Berne.

als ez ist worden schin,
die kan nieman gescheiden
mit gwarheit undr in beiden —
daz wizzent iemermê,
als noch ir brieve singent,
wann si's zesamme bringent —
noch minner dan ein è.

Der Reflektionslyrik steht die Liebeslyrik des Mittelalters näher, als sie es bei uns seit Goethe zu tun pflegt. Seit Friedrich von Hausen, dem vertrauten Begleiter Friedrich Barbarossas, ist die deutsche Lyrik so von des Gedankens Blässe angekränkelt. Nicht ein liebender Mann spricht, sondern ein Mann spricht über seine Liebe, manchmal nur über die Liebe im allgemeinen. Künstlich aufgebaute Perioden, Nebensätze mit weil und wenn und obwohl verstärken diesen Eindruck. Der älteste schweizerische Dichter von Liebesliedern macht keine Ausnahme. Es ist Rudolf von Venis, Graf von Neuenburg, der urkundlich 1158 bis vor 1196 nachgewiesen ist.

Es wundert mich, wie doch mein Lieb mich zwingt
Grad immer, wenn ich ferne von ihr bin.
Dann denke ich — und bin gleich guter Dinge —,
Säh ich sie nur, wär alle Sorge hin.
„Bin ich bei ihr!“ so tröstet sich mein Sinn,
Der töricht wähnt, daß ihm das Segen bringe —
Und ach, wie wächst dann erst mein Ungewinn!

Bin ich bei ihr, wird nur mein Schmerz vermehret,
Wie wer sich nah heranwagt an die Glut
Und durch den Hauch der Flammen wird versehret:
So brennt die Güte, die mir wehe tut.
Bin ich bei ihr, so tötet's mir den Mut
Und sterbe doch, wenn ich von ihr gekehret;
Denn nur sie sehen dünkt mich Glück und Gut.

Ich habe ihre Schönheit wohl erkannt:
Sie ist mir wie dem Schmetterling das Licht,
Er fliegt hinein und ist gar bald verbrannt;
So quält die Güte auch mich armen Wicht.
Und dennoch läßt mein töricht Herz mich nicht:
Es hat mich tief von Grund ihr zugewandt,
Und ihre Schönheit wird mir zum Gericht.¹¹³

Das letzte Bild hat Rudolf einem provenzalischen Vorbild entlehnt, wie er überhaupt mehr als andere von Provenzalen, vor allem von den beiden bedeutenden Lyrikern seiner Zeit, Folquet de Marseille und Peire Vidal, genommen hat. Von Übersetzungen der provenzalischen Gedichte ist bei ihm nicht die Rede, nur von allerdings starken Anlehnungen, die wir heute als Plagiate bezeichnen würden. Aber das hohe Mittelalter kannte den Begriff des geistigen Eigentums nicht und darum auch nicht den des Plagiats vor der Meistersingerzeit. Rudolf hat nur ein Bild, das wir bei seinen Vorbildern nicht finden: es ist vielleicht das hübscheste von allen, nur merkwürdig ungeschickt ausgedrückt. Min

lachen stät so bi sunnen der mâne, mein Lachen steht wie der Mond bei der Sonne: d. h. ich kann nur fröhlich sein, wenn ich sie sehe; mein Lächeln ist der Widerschein ihres Anlitzes wie das Licht des Mondes der des Sonnenlichtes. Ob Rudolf auch seine Melodien den provenzalischen Vorbildern entlehnt hat, können wir nicht wissen, da uns dieselben nicht erhalten sind. Unwahrscheinlich ist es nicht, da er auch die Formen nachzuahmen sucht. Nicht zu seinem Vorteil: seine daktylischen Versmaße, die er nachahmend baut, sind durchaus im Widerspruch mit deutschem metrischen Gefühl und lesen sich ungemein holprig; möglich ist es immerhin, daß sie sich besser sangen. Denn Text und Melodie bildeten im mittelalterlichen Lied eine weit engere Einheit als im heutigen, und wir dürfen nie vergessen, daß wir, da wir meist nur die Texte kennen, nicht eine Hälfte, sondern ein verstümmeltes Ganzes vor uns haben.^{11a}

Rudolfs Lyrik ist Gesellschaftsdichtung, für die Gesellschaft aus der gesellschaftlichen Konvention heraus erarbeitet. Man muß diese aus der Fremde gekommene galante Konvention sehr bald als drückend empfunden haben, und es ist vielleicht kein Zufall, daß gerade ein Schweizer zuerst sich dagegen auflehnt: Rudolfs Zeit- und Stammesgenosse Hartmann.

So mancher Junker grüßet mich —
Ich dank' es ihm nicht sonderlich — :
„Komm, Hartmann, gehn wir schauen
Schmucke Edelfrauen!“

Er lasse mich getrost zurück:
Bei Edelfrau hab' ich kein Glück.
Was nützt es mir, sie anzusehn
Und meine Beine müd' zu stehn?¹¹⁵

Hartmann hat Nachfolger gefunden: Wolfram und Gottfried haben sich jeder in seiner Weise über die schmach tenden Minnesänger lustig gemacht, Walther hat gegen Ende seiner Laufbahn Lieder der niederen Minne gesungen, die sehr gegen seinen Willen den parodistischen Liedern eines Neidhart die Bahn brachen. Wie Walther hat auch Hartmann erst der galanten Mode gehuldigt, ehe er sich in seinem Kreuzlied selbstbewußt den Minnesingern gegenüberstellen konnte. Ja er hat ein längeres Gedicht, einen gereimten Liebesbrief, ein Büchlein verfaßt, das zu seinen schwächeren Werken gehört, aber die Tendenzen des Zeitalters am deutlichsten zum Ausdruck bringt.¹¹⁶

Ulrich von Singenberg, der Truchseß von St. Gallen, ist wie Rudolf von Neuenburg ein vornehmer Herr. Während dieser aber den teilweise noch unbeholfenen Anfängen der neuen Minnekunst angehört, hat Ulrich schon die Einflüsse der ausgebildeten Kunst Walthers, den er

seinen Meister nennt, erfahren. „Die Grundstimmung seiner Liebeslieder ist eine elegische, eine sanfte Trauer über unerhörte Liebe.“ Das charakterisiert ihn nur zur Hälfte. Natürlich hat er solche Lieder gesungen, die der Modeströmung entsprachen: seinen Zeitgenossen aber schien etwas anderes wichtiger. Reinman von Brennenberg rühmt an ihm dñs schimpfes maniger kunde wol gelachen. Und wenn wir näher zusehen, finden wir des erquickenden Humors genug an ihm. Schon wenn er sich als den bescheidenen Liebhaber hinstellt, der nicht mehr begehre, als daß er ihr lieber sei als irgend ein Anderer auf der Welt; wenn er sich von der Liebe beglückt hinstellt, aber immer den Refrain anhängt: „wäre das wahr, so wäre mein endloses Gejammer überflüssig“. Beim Wechsel, dem Zwiegespräch mit der Dame, gehört ein gewisser ironischer Ton ja zum Wesen der Gattung. Ebenso gibt beim Tagelied die Situation Gelegenheit zum lustigen Hinweis auf die Dinge, die man nur denken, nicht sehen darf. Von beiden hat Ulrich gerne Gebrauch gemacht. Possierlich klagt er, daß seine Dame so jung, reich und lebenswürdig sei; wäre sie alt, arm und widerwärtig, so fiele es ihm leichter, auf sie zu verzichten. Er will sich nicht zum Narren halten lassen und Gleiches immer mit Gleichem vergelten: das hat er in drei Strophen ausgeführt. Jetzt erklärt er, er wolle

in der vierten Strophe deutlichen Bescheid erhalten, falle der gut aus, so wolle er das in der fünften Strophe verkünden, Kopf oder Adler: je nach dem wolle er ein Lob- oder ein Scheltlied für seine Dame daraus machen. Man sieht: fünf Strophen, das ist so das Normalmaß für ein Liebesgedicht geworden; aber diese Art, dem Publikum Einblick in die dichterische Technik zu gewähren, hat etwas von romantischer Ironie an sich. Ganz unrichtig hat man die zwei Strophen, die einem Liebeslied angehängt sind, als „parodistische Darstellung eines alten und jungen Bauern“ aufgefaßt. Es ist vielmehr das fingierte Gespräch zwischen dem wirklichen Ulrich und seinem wirklichen Sohne Rudolf, in dem der Sohn den Vater für Minnedienst und Minnedichtung schon zu alt findet und sich bereit erklärt, ihn in diesen Beziehungen vertreten zu wollen, worauf der alte den jungen einen vierschrötigen Bauern nennt, nur gut genug, den Bauern vorzutanzten, des muost du hotze an einem reien houwen, nicht aber des höfischen Gesanges fähig, den er, der Alte, nach wie vor selbst pflegen wolle. Dieser Anhang ist nicht in allen Handschriften überliefert, trägt aber das Gepräge der Echtheit an der Stirne.¹¹⁷

Wernher von Teufen¹¹⁸ ist ein entschiedener Formkünstler, und seine Verse haben melodischen Fluß:

wil sî, so bin ich sorgen bar;
wil sî, so bin ich tôt.
si'st mînes herzen wunne gar,
si kan wol wenden nôt.

Graf Kraft von Toggenburg steht stark unter dem Einflusse der benachbarten schwäbischen Dichter. Er bringt auf Grund des orientalischen Märchens das reizende Bild vom rosenlachenden Munde der Geliebten.¹¹⁹ Daraus hat der Graf Werner von Homberg¹²⁰ einen Mund gemacht, der eine rote Rose gegessen hat. Das ist auch sonst ein mächtiges Gedicht, dieses leidenschaftlich durchblutete Haßgedicht gegen den Ehemann, das aus der ganzen Menge des übrigen Spähengezwichers einzigartig herauströnt:

Heil mir heut und immerfort: ich sah ein Weib,
Der der Mund vor Nöte brannte wie ein Feuer-
Ihr gar kosenswerter, minniglicher Leib [zunder.
Hat mich in dies Leid gebracht: aller Minne Wunder
Hat Gott an ihrer Schönheit nicht vergessen.
Wahrlich, wenn ich's richtig kann ermessen,
So hat sie eine rote Rose gessen.

Da ist der eine, der nicht dessen wäre wert,
Daß er läg' auf reinem Stroh, der herzt sie ohne
Da ist der andre, der den Tod um sie begehrt [Hemde;
Und zu allen Teufeln fährt, dem muß sie bleiben
Herr mein Gott, wie teilst du aus ungleich! [fremde.
Er ist häßlich, sie ist anmutsreich:
Nun liegt der Teufel auf dem Himmelreich.

Herr mein Gott, und hätt' ich von dir die Gewalt,
Daß ich ihn verstoßen könnte aus diesem Paradiese,
Dann könnt ich in vollen Freuden werden alt:
Helft mir bitten Gott, daß er die Gnade mir erweise,
Daß doch dieser Teufel sei verbannt
Und ich an seinen Gnadenort gesandt:
Dann wär all mein Leid von mir gewandt.

Der erste Bürgerliche, der uns in dieser aristokratischen Gesellschaft begegnet, ist Meister Heinrich Teschler in Zürich.¹²¹ Er klagt nicht nur über verschmähte Liebe, sondern jubelt auch über erwiderte. Als das eine Liebesverhältnis hinter ihm liegt, verliebt er sich aufs neue. Sein Tageslied muß aber nicht eine wirkliche Begebenheit widerspiegeln; denn diese Form war Mode geworden und findet sich auch bei Dichtern, die sonst nur über ungelohnte Liebe klagten. Es schildert den Abschied zweier Liebender nach zusammen verbrachter Nacht, die Situation in Shakespeares Romeo „Es ist die Nachtigall und nicht die Lerche“, und enthält durch das Eingreifen des Wächters ein dramatisches und durch den Abschied der Liebenden ein episches Element in sich, das es zum Vorläufer macht einesteils der Ballade, andernteils der Erzählung in lyrischer Form, wie wir sie beim Hadlaub antreffen werden.

Meister Heinrich hat in einem seiner Lieder einen Refrain, aber wie andere auch, einen sinnvollen, mit

dem Inhalt des gesungenen in Zusammenhang stehenden. Der Ritter Heinrich von Stretlingen am Thunersee bietet uns den selteneren sinnlosen, nicht wie Walthers tandaradei als Nachahmung der Vogelstimme gerechtfertigten: deilidurei, faledirannurei, lidundei, faladariturei. Es ist das der erste Jodel, der uns aus der Schweiz überliefert ist, und mehr als je müssen wir es bedauern, daß uns die Musik dazu nicht überkommen ist, da wir es hier wohl mit einheimischer Musik zu tun hätten. Denn dieser sinnlose Refrain ist wohl eine Keimzelle aller Lyrik, ja aller Poesie überhaupt.¹²²

Einen Geistlichen als Sänger von Minneliedern finden wir in Herrn Hesse von Reina ch.¹²³ Das ist nicht so sehr ein Zeichen dafür, daß die Geistlichkeit es mit ihrem Keuschheitsgelübde nicht so ernst nahm, als daß diese Lieder nicht so ernst zu nehmen, sondern als reine Gesellschaftslyrik zu werten sind. Die zwei von ihm erhaltenen sind graziös und im einen der beiden die Bindung der Strophen unter einander durch den Reim zu beachten. In solchen Kunststücken ist vor allem der Norddeutsche Heinrich von Morungen ein Meister, und derartiges vielleicht seinem Einfluß zuzuschreiben. Außerdem wirkt es refrainartig, daß jede vorletzte Zeile mit hey anfängt.

Nicht mehr als hübscher Klingklang sind die Lie-

der des vornehmen Walther von Klingen.¹²⁴
Ein neuer Ton kommt erst in die Lyrik durch den
Goeli,¹²⁵ dessen vier Gedichte in andern Hand-
schriften dem Neidhart von Neumental zugeschrieben
werden, aber diesem wenigstens sicher nicht gehören,
obwohl sie in seinem Stile abgefaßt sind, so daß
man sie als Erzeugnisse seiner Schule ansehen muß.
Diese Winterlieder Neidharts, die hier nach-
geahmt werden, sind eine eigentümliche poetische
Gattung. Sie würden zur erzählenden Poesie ge-
hören, da sie Tanz und Kauferei der bäuerlichen
Bevölkerung schildern, wenn sie nicht in ihrer gan-
zen Form so stark mit der lyrischen Dichtung zu-
sammenhängen. Nicht nur, daß sie aus sangbaren
und zum Tanze auch wirklich gesungenen Strophen
bestehen: zum lyrischen Gedicht stempelt sie vor
allem die oft sehr stimmungsvolle Naturschilderung
der Winterlandschaft als Eingang, woran sich mei-
stens ein direktes Liebesgedicht schließt, das anschei-
nend der Liebe des Sängers zu einem Bauernmäd-
chen entspringt, worauf dann erst der Tanz anhebt,
den die Kauferei beschließt. Von diesem Schema
ist Herr Goeli, ein Basler Patrizier, kühn abge-
wichen, vor allem indem er den Natureingang wohl
beibehielt, aber aus den Winterliedern Som-
merlieder machte: Willekomen sumerweter
süeze. Wol gezieret stât diu grüene heide.
Wis willekomen, nahtegal ein vrouwe. Win-

ter hin ist din gewalt. Demgemäß finden seine Tänze auch nicht in den Stuben, sondern im Freien statt. Seine Liebesempfindungen treten stark zurück, er läßt kein Liebeslied dem Natureingang folgen; nur einmal beklagt er sich über einen Bauerntölpel, der hât mich miner liebe gar beroubet. Die Szene ist in Basel am Rhein: bi dem Rine ûf gruonent werde und ouwe. Er führt als Vortänzer einen Weibel namens Kuonze ein, weil der damalige Stadtweibel von Basel Konrad Rif hieß, dessen zweiten Namen ich in dem entstellten Namen Ringewipfel vermute, wofür vielleicht Rif der weibel zu lesen wäre. Anderseits entlehnt er Bauernnamen ungeschent von Neidhart, läßt einen Bauern ein östersahs, d. h. doch wohl ein österreichisches Schwert, führen und einen seiner Bauern von Höhenliten kommen, was mich erst zweifeln machte, ob wirklich ein Schweizer der Verfasser der Gedichte sein könnte, da ein solcher Ortsname hier sehr seltsam wäre, da man das Wort lite hier nicht kennt, sondern dafür halde sagt. Aber das benachbarte Elsaß kennt schon zugehörige Ortsnamen, und wahrscheinlich hat der Dichter den Namen nur dem bei Neidhart erschienenen Schöneliten nachgebildet. Und im übrigen stimmen Reimart und Wortschatz zur schweizerischen Herkunft.

Aber nicht von diesen doch im ganzen schwäch-

lichen Nachahmungen der bayrisch-österreichischen Bauerndichtung geht die Reform der schweizerischen Lyrik aus, die vom Ende des 13. Jahrhunderts an sich zeigt, sondern von Berthold Steinmar von Klingnau, der mit Rudolf von Habsburg nach Österreich gezogen ist, dort vielleicht Neidhart'sche Lieder hat singen hören, obwohl er weniger unter dessen direktem Einflusse steht als unter dem der ihm sinnverwandten schwäbischen Dichter Gottfried von Meissen, Burkhard von Hohenfels und Ulrich von Winterstetten. Mit Burkhard von Hohenfels vor allem verbindet ihn das tiefe Naturgefühl, das ihn sich selbst als Teil der Natur empfinden, ihn in der Natur aufgehen und zerfließen läßt:¹²⁶

Ich will grünen mit der Saat,
Die so wonniglichen stah,
Ich will mit den Blumen blühn
Und mit den Vögeln singen.
Ich will lauben wie der Wald,
Wie die Heide fein gestalt,
Ich will mich's nicht lassen mühn,
Mit allen Brunnen springen:
Ich will zuliebe meiner lieben Frauen
Mit des vil süßen Maiten Taue tauen.

In geistreicher Weise hat Steinmar das alte Tagelied mit der neuen Bauerndichtung verbunden, indem er Bauernbursch und Bauerndirne zu den Helden der Geschehnisse macht, damit der objektiven

Lyrik der noch wenig vom Auslande beeinflussten
Frühzeit des Minnesanges sich wieder nähernd:

Ein Knecht der lag verborgen,
Mit einer Dirn er schlief
Bis an den lichten Morgen,
Bis daß der Hirte rief:
„Wohlauf! Laß aus die Schafe!“
Da schrakn die werten Liebsten
Gar jähe aus dem Schlafe.

Die Streu, die mußt er räumen,
Und von der Liebsten fahrn.
Drum nahm er's ohne Säumen
Zum letzten Mal in Arm.
Das Heu, das auf ihm lag,
Das sah die keusche Liebste
Aufstäuben in den Tag.

Mit wonnigfrohem Lachen
Schloß sie die Augen zu:
So süß wußt er zu machen
Kasch nochmals in der Fruh
Mit ihr das Bettenspiel:
Da braucht es kein Gerät dazu
Und macht doch Freude viel.¹²⁷

In anderen Gedichten ist der Dichter selbst der
Liebste des Bauernmädchens: man sieht hier deut-
lich, daß es sich nur um Rollenlieder handelt.
Mit der Klage des verschmähten Liebhabers hat
Steinmar etwas verbunden, was es vor ihm noch
gar nicht gab: das Trinklied. Das ist nun
freilich kein Trinklied im Sinne der Antike oder

des Archipoeta, das das Begeisternde des Weines preist, begeisternd zur Dichtkunst, begeisternd zur Liebe im Sinne des *sine Cerere et Libero friget Venus*. Ceres und Liber stehen ihm freilich gleich, ja die Ceres sogar im Vordergrunde, sodaß aus dem Trinklied bei ihm eigentlich ein Fresslied wird. Und die Venus ist ganz verbannt; denn gerade wegen der Enttäuschungen in der Liebe erklärt der Dichter inz luoder treten, sich der Schlemmerei ergeben zu wollen. Das Verhältnis zur Jahreszeit ist den Ursprüngen der ritterlich frauendienstlichen Poesie gegenüber ganz auf den Kopf gestellt. Zunächst wird der Frühling, die Jahreszeit der Liebe gepriesen, das Scheiden des Sommers beklagt. Bald aber kommt es dazu, daß der Mensch seine Stimmung als im Gegensatz zu den Jahreszeiten stehend empfindet. Die Liebste weist den Liebenden im Frühling zurück, oder sie erhört ihn im Winter, sodaß vier für alle Liebeslyrik für lange hinaus gültige Typen entstehen: es ist schönes Wetter und ich bin fröhlich, es ist schlechtes Wetter und ich bin traurig, es ist schönes Wetter und ich bin trotzdem traurig, es ist schlechtes Wetter und ich bin fröhlich trotz allem. Von all dem entfernt sich Steinmar in origineller Weise in seinem Herbstlied. Er ist unglücklich in der Liebe, hätte also allen Grund, traurig zu sein; aber er ist es nicht, dank dem Herbst und seinen Gaben.

Steinmar hat neben den Liedern der „niederer Minne“ auch solche der „hohen“. Wir werden sie nicht ernster nehmen dürfen als die der niederen, die wir als Rollenlieder erkannt haben. Nicht als ob damit dem genialen Künstler die Fähigkeit tiefer Empfindung abgesprochen werden sollte: er hat gewiß tiefer empfunden als viele, die nur ernst und würdig aufzutreten vermögen. Aber der Mann, dem das klopfende Herz im Busen hin- und herspringt wie ein Schwein in einem Sack, ist ein ungezogener Liebling der Grazien und gehört in die Gruppe Heine und Konforten, deren Gefühlsmöglichkeit man auch leicht unterschätzt, weil sie sich selbst über dieselben lustig zu machen pflegen.

Vom Minnesang führen zwei Strähne, der eine über Steinmar zu dem späteren Volkslied, der andere über Konrad von Würzburg zum Meistersang. Man muß bei beiden nie vergessen, daß sie auf dem Minnesang basieren und ihn voraussetzen. Eigentliche Meistersinger hat es ja in der Schweiz nie gegeben: der einzige Jörg Zobel, den man genannt hat, ist weder ein Schweizer noch ein Meistersänger.¹²⁸ Konrad von Würzburg steht noch ganz in der Tradition des Minnesanges, bereitet aber in gewisser Weise den Meistersang vor, eine Richtung fortsetzend, die sich schon von Reinmar von Zweter her verfolgen läßt. Er hat zwei Tagelieder, wenige

Lieder, die sich auf ein persönliches Verhältnis zu einer Frau beziehen lassen, ein Lied auf die Frau Welt, weitaus die meisten enthalten Preis des weiblichen Geschlechts im allgemeinen. Manches ist hübsch gelungen wie ez lit under wibes ougen aller fröuden paradis, manches ist barock wie die innerhalb seiner religiösen Dichtung erwähnten barocken Bilder, so wenn er wünscht, daß den ungetreuen Männern die Frauen so wehe tun mögen, wie ein Hühnerauge den Füßen. Im ganzen ist es zierlich, überzierlich aufgeputzte blasse Gedankendichtung.¹²⁹

Meistergesang anderer Art hat auf den Zürcher Johannes Hadlaub gewirkt, wenn er in lyrischen Versmaßen autobiographische Tatsachen aus seinem Liebesleben mitteilt. Verschiedene Lieder dieser Art knüpfen sich bei ihm zu einer Art Liebesroman zusammen, der an Ulrich von Lichtensteins Frauendienst ein Vorbild haben mag. Nur eine Künstlerhand wie die Gottfried Kellers konnte freilich daraus eine so wohl zusammenhängende Erzählung gestalten, wie es der Hadlaub der Züricher Novellen geworden ist. In allem übrigen ist Hadlaub ein getreuer Schüler Steinmars und handhabt alle von diesem geschaffenen Gattungen von Liedern der hohen und niedern Minne mit erstaunlicher Virtuosität: wenn Steinmar nicht wäre, könnte man Hadlaub für einen großen Dichter halten.¹³⁰

Von dem genannten Werner von Homberg abgesehen, ist es nicht gerade viel Wichtiges, was sich um Steinmar und Hadlaub und zwischen ihnen herumbewegt. Aristokraten wie die von Frauenberg, von Tetingen, von Landegg, von Warte, Geistliche, wie der Kirchherr von Sarnen, Fahrende, wie der Winli. Der eine oder andere knüpft an wirkliches Leben an, wie der von Landegg an seine Fahrten nach Frankreich und Osterreich, die meisten bleiben in einem schattenhaften Jrgendwo und Jrgendwann. Man soll aber eine solche Formkunst auch nicht unterschätzen: auch sie entspringt wirklichem Gefühl oder kann ihm entspringen.

Swâ liep lît bî liebe, lieplich siu sich liebert.
liep kan sich lieber machen
gein liebe in lieben sachen:
diu liebe birt
daz liep mit liebe lieber wirt.
swer liep tougen minnet, hei wie da zerstiebert
die sorge von der liebe!
man spürt da minnediebe:
daz tougen liep
ist tougelich ein minnediep.
diu lieb ir herze ir liep mit liebe gît:
si hât ir liebez dur liebe alle zît.

Eine solche Strophe des Schenken von Landegge dünkt uns zunächst läppisch. Wir werden aber nachdenklich, wenn wir im 17. Jahrhundert bei Philipp von Zesen die folgenden finden.¹³¹

Halt, liebe Rosemund, die Liebesreizerinnen,
Die lieben Augen weg, sonst schmachten meine Sinnen
Für ihrer Liebesglut, die Liebreiz angezünd't
Und die Liebinne nährt, du Bliß- und Sternenkind.

„Ei Lieber! wann es dir beliebig ist, mein Leben,
So halt mit lieblen ein; ich bin dir ja ergeben.
Ich bin ja dich allein zu lieben auserkor'n,
Wie du zu lieben nur so lieblich bist gebor'n.“

Laß aber den nicht nach zu lieben, der dich liebet,
Der sich aus Liebe dir, o Liebste, ganz ergibet,
Und laß mich, trautes Lieb, dein liebster Liebling sein;
Dann dich erheb ich, lieb ich, lob ich nur allein.

Es muß zu der Verwendung eines solchen Stilmittels bei zwei durch Jahrhunderte getrennten Dichtern doch ein innerer Drang geführt haben, ein Trieb, das von einem Gefühl übervolle Herz zu entladen durch unmäßige Wiederholung des Wortes, das dieses Gefühl ausdrückt, das man nicht oft genug in die Welt hinausprechen kann, um Wiederhall in gleichgestimmten Seelen zu finden. Es ist nicht immer bloß Berechnung, wenn Volksredner ein Schlagwort immer und immer wieder in die Menge hinausbrüllen: wenn sie es ehrlich meinen, so machen sie damit ihrem eigenen Herzen Luft.

Die Schweiz ist innerhalb der Lyrik des Mittelalters nicht durch die größten Namen wie Walthar, Wolfram oder Neidhard vertreten. Aber sie ist an beachtenswerten Lyrikern durchaus nicht arm. An

Zahl der Minnesänger aber geht sie allen andern deutschen Landschaften voraus. Das ist nun freilich teilweise sicher dem Umstande zuzuschreiben, daß die umfangreichste lyrische Anthologie des deutschen Mittelalters in der Schweiz entstanden ist. Es ist die große Heidelberger Handschrift, die sogenannte Manessische, die, wie man immer mehr sieht, ihren Namen durchaus nicht mit Unrecht führt. Denn sie ist wohl kurz nach Hadlaubs Tod, der vor 1340 erfolgte, von einem Verehrer dieses Dichters, einem seinem Kreise angehörigen Manne in ihre jetzige Form gebracht worden. Sie basiert auf älteren Sammlungen, die sicher mit der uns durch Hadlaub bezeugten Sammeltätigkeit der Familie Manesse in Zusammenhang standen. Der Grundstock von 110 Dichtern, der später erweitert wurde, ist systematisch nach den Standesverhältnissen derselben, soweit sie dem Ordner bekannt waren, in Reih und Ordnung gebracht. Jeder Minnesinger bekommt sein Bild, bei dem freilich nicht, wie wir erwarten würden, auf Porträtähnlichkeit ausgegangen wird. Aber die Bilder veranschaulichen den Wortlaut irgendeines der Gedichte, und der traurig-nachdenklich auf dem Steine sitzende Walthar hat sich wohl jedem eingepägt, oder sie verwerten Kenntnisse vom Leben des Dichters, die dem Maler irgendwo anders her als aus den Gedichten zugekommen sind, wie es das Bild

des blinden Reimar von Zweter zeigt, dessen wirkliche Blindheit erst vor kurzem ein zufälliger Fund belegt hat, oder sie geben die allgemeine Situation des Ritters oder des Frauendienerers durch Kampf- oder Minnedarstellungen wieder. Mit dieser prachtvollen illustrierten Anthologie hat die Schweiz des 14. Jahrhunderts nicht nur der Erkenntnis der Dichtkunst des deutschen Mittelalters den hervorragendsten Dienst geleistet, sondern auch für den Kunstsinne ihrer Bewohner in jener Zeit das vollgültigste Zeugnis abgelegt.¹³²